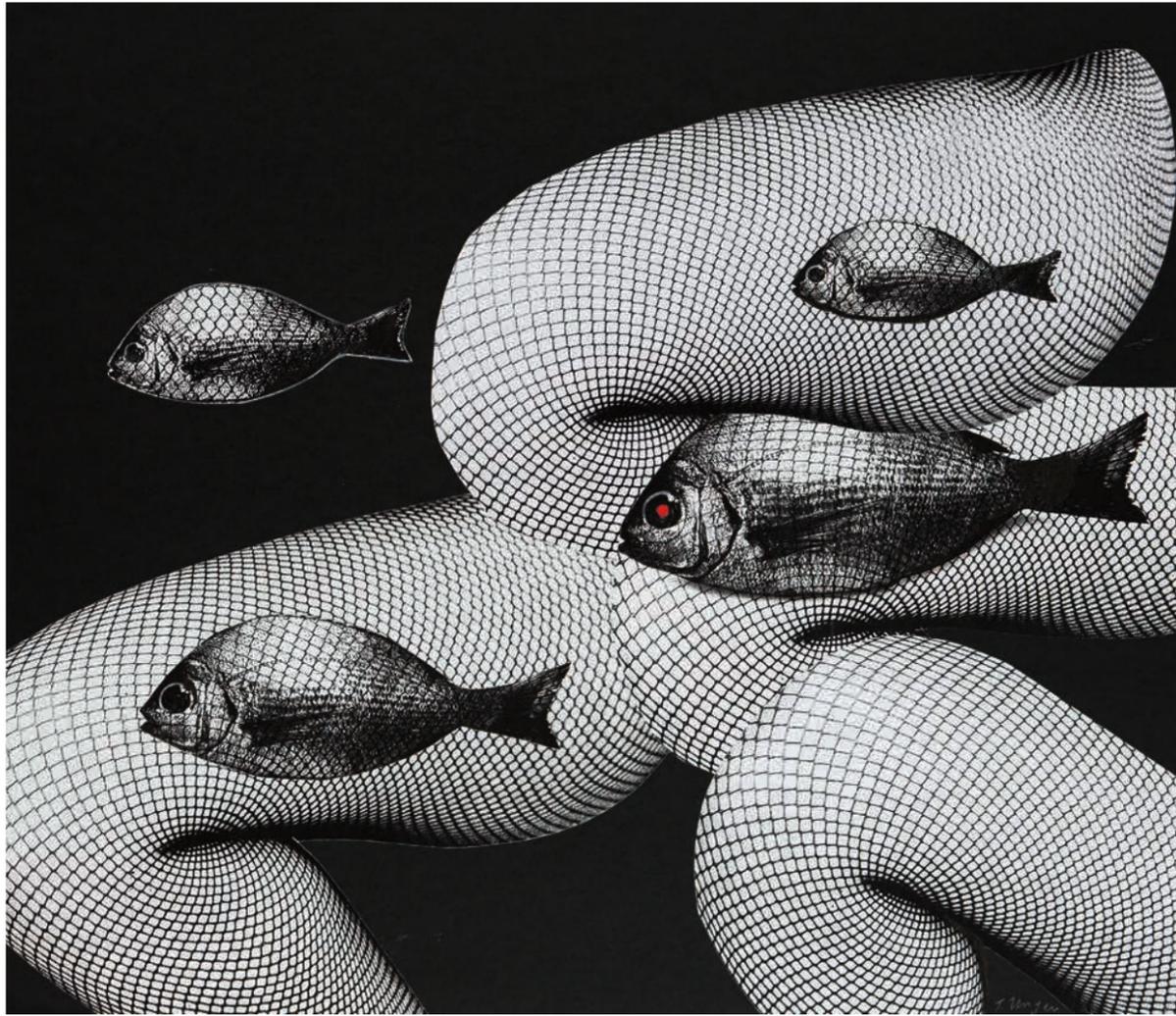




*Das irische  
Panoptikum des*  
**TOMI  
UNGERER**

*Von Thomas David*

*Tomi Ungerer, fotografiert von Stephan Vanfleteren*



*„Fishnet“, Collage auf Papier, 61 mal 76 Zentimeter*

*„Seit diesem Sturm ist die  
Wiese voller Felsbrocken.  
Ein Riesenbordell“*

*Ohne Titel, Gouache auf Papier, 50 mal 38 Zentimeter*



„The Bait“,  
Collage auf Papier,  
44 mal 33 Zentimeter



Ohne Titel,  
Wasserfarbe und  
Wachs auf Papier,  
40 mal 50 Zentimeter

IN DEM EHEMALIGEN PFERDESTALL von Tomi Ungerers Farm, im äußersten Südwesten Irlands, auf dem zerklüfteten Land der Halbinsel Mizen Head, hängt der Kadaver einer Katze. Gleich hinter der Stalltür stehen ein Crosstrainer und zwei weitere Fitnessgeräte, in einer Ecke baumelt ein schwerer Boxsack. Aufgerollte Wasser-schläuche an geweißten Wänden, ein schwarzes, mit lang gezogenen Ärmeln an den Deckenbalken befestigtes Gummikleid. Die Katze hängt an einem schwarzen Pfahl. Der mit einem Spiegel eingefasste Rahmen einer Badewanne. Ein verbeulter, von Ungerer mit Hammer und Zangen malträtiertes Kochtopf. Eine große, mit einer Patina aus Rost überzogene Stahlfeder, die wie die meisten von Ungerers Objekten und Assemblagen auf einen schlichten Holzblock montiert ist.

Der Pferdestall ist Ungerers Arsenal, der seiner Ehefrau Yvonne abgerungene Stauraum neuer, sperriger oder aus dem Weg geschaffter Arbeiten; ein in der Nähe von Haus und Studio gelegenes Purgatorium, in dem sich Ungerers Kunstwerke an den von seiner Frau und den Söhnen benutzten Alltagsgegenständen messen. Als „Jeanne d’Arc“ versetzt Ungerer die von einem der Söhne geschossene Katze, deren verbrannter, wie mit der Glut eines Lötkolbens bearbeiteter Kadaver sich in einem grauenerregenden Schmerzensgestus um den auf einen dunklen Holzblock montierten Pfahl zu winden scheint, in den Stand der Gnade.

„Unsere Nachbarn waren die O’Learys, die hatten sieben Kinder, aber fast alle von ihnen haben Irland verlassen und leben heute zerstreut auf der ganzen Erde“, sagt Tomi Ungerer. „Als der Letzte ging, hat er seine Katze hiergelassen, und sie ist wild geworden. Aber wir mögen unsere Vögel, besonders die Bachstelzen, und irgendwann im letzten Herbst hat Lukas die Katze erwischt. Ich wusste gleich, was ich mit ihr mache.“ Ungerer steht auf dem Weg, der zum Haus hinaufführt, und stützt sich auf seinen Stock. Links das unter strahlendem Himmel phosphoreszierende Gras und vereinzelt Schafe, die nackten Klippen, das Meer; rechts der kleine, von

einer Trockenmauer begrenzte Wald, in dem die tote Katze den Winter über an einem der vom Salz verbrannten Bäume hing.

„Woanders wäre sie zu Aasfleisch geworden, aber durch die Kälte und das Salz, das mit dem Golfstrom aus Südamerika zu uns kommt, ist sie einfach nur ausgetrocknet“, sagt Ungerer und geht vorsichtig weiter Richtung Haus. „Ich musste sie nicht mal abfackeln, die Haare sind von allein abgefallen. In den letzten Jahren ist das Klima hier extremer geworden“, sagt er. „Die Winter sind kälter, die salzigen Stürme kommen öfter und viel stärker als früher. Nadelbäume schaffen es an der Küste sowieso nicht, sie verbrennen im Salz. Aber zum ersten Mal sind dieses Jahr auch die Palmen eingegangen.“

Er bleibt stehen und stützt sich auf den Stock. Er trägt einen braunen Anorak, ausgebeulte Cordhosen und schwarze Gummiclogs, einen lodenröten Hut, dessen breite Krempe er tief in die Stirn zieht, weil das Sonnenlicht in den Augen schmerzt. „Wir leben hier mit den Stürmen, aber im letzten Winter hatten wir drei Wochen lang alle vier oder fünf Tage einen neuen, und einer war 160 Stundenkilometer schnell. Siehst du die Wiese da unten?“ Ungerers hagerer Körper schwankt für einen Augenblick, als er den Stock hebt und auf eine zur Bucht abfallende Wiese zeigt, auf der einzelne Steine und Felsblöcke liegen. Dahinter der

Ozean, das tiefe Blau eines makellosen, nur von den schroffen Klippen südlich der Farm und einem sanften Bergrücken gerahmten Spiegels, der sich bis zum Horizont erstreckt und den haltlosen Blick des Betrachters in einen Taumel versetzt. Ungerers Farm liegt zwei Autostunden südwestlich von Cork, auf den letzten Metern Europas, des äußersten, sich in den Atlantik erstreckenden Kaps, das im Frühjahr und Sommer von einer sanftmütigen Schönheit sein kann und im Herbst und Winter den unerbittlichen Kräften von Wind und Wasser trotzt.

„Seit diesem starken Sturm, nach dem das Haus wochenlang ohne Strom und Telefon war und Yvonne das Wasser bei eisiger Kälte wie in alter Zeit aus dem Brunnen holen musste, ist die ganze Wiese voller Felsbrocken – ein Riesensbordell, das man erst einmal wieder aufräumen und reinigen muss“, sagt Tomi Ungerer und stößt den Stock ins Gras. „Das Leben hier ist kein Touristenspaß, kein Bullshit“, ergänzt er und geht dem schwarzen Neufundländer entgegen, der hinter dem Gatter am Ende des Zufahrtswegs wartet. „Aber wir haben’s noch gut. Wir sind hoch über dem Ozean und haben mehr Glück als Holland oder Florida, wo man in 50 Jahren eine gewaltige Tragödie erleben wird.“

Ungerer ist 82 Jahre alt, doch sein Lächeln hat noch immer den Zauber eines

*Lesen Sie bitte weiter auf Seite 88*

„Das Leben hier ist  
kein Touristenspaß,  
kein Bullshit“



*„From here to Eternity“, Wasserfarbe und Wachs auf Papier, 91 mal 61 Zentimeter*

*„Man hat nur das Recht,  
Land zu besitzen, wenn  
man es selber bearbeitet“*



*Ohne Titel, Collage auf Papier, 59 mal 41 Zentimeter*

Kindes, das mit windschiefen Zähnen die Dämonen der eigenen Alpträume zu besänftigen versucht. „Keine Frage“, sagt er, öffnet das Gatter und legt seine Hand auf den Kopf des Hundes. „Der Mensch lebt in einer langsamen Apokalypse. So viel“, sagt er, „ist klar.“

Ungerer wurde im November 1931 in Straßburg geboren. Nach Jahren in New York und Kanada lebt er seit Mitte der 1970er vor allem in Irland. Seine Tochter Aria und die beiden Söhne kamen hier zur Welt. Die weitläufige Schaffarm, die er mit seiner Frau aufgebaut hat, wird heute von Lukas, dem jüngeren der Söhne, geführt. „Wir sind Bauern“, sagt Ungerer, der sein Land dem Erfolg des 1975 erschienenen, von ihm illustrierten „Großen Liederbuchs“ verdankt, einem seiner bis heute populärsten Bücher.

„Man hat nur das Recht, Land zu besitzen, wenn man es selbst bearbeitet.“ Er erzählt von der steinigen nassen Erde, von der schweren Landarbeit der frühen Jahre, dem Zement für die Pfosten, den er damals zusammen mit ein paar Männern auf die Hügel schleppte, den vier oder fünf Kilometern Zaun, den er um das Farmland zog. „Wer in der alten Zeit von den Iren akzeptiert werden wollte, musste Fischer oder Farmer sein“, sagt er. „Wer als Ausländer in Irland anerkannt werden und das Land kennen wollte, musste am Sonntag die Kirche und das Pub besuchen. Unsere Kinder sind katholisch getauft.“

Er erzählt von dem Priester, bei dem er Fürbitte ersuchte, um Glauben zu erlangen; von den Mitgliedern der IRA, die nachts im Hafen die Boote entluden; von der Geisterwelt oben am Schloss, wo der Legende nach zwischen den Ruinen der im 13. Jahrhundert vom O'Mahoney-Clan erbauten Turmhäuser das Gespenst einer Frau umgeht. Tiere, erzählt Ungerer, flüchteten sich zum Schloss, um dort zu sterben, bei Nebel breite sich die Geisterwelt bis zum Haus hinab aus, aber seit ein paar Jahren, sagt er, „sind die Geister befriedet“.

Er erzählt von rätselhaften Markierungen in Felsen, von den in der Bucht in See not geratenen Schiffen, den Wracks vor der Küste, den an Land gespülten Toten. Von Friedhöfen und Gräbern und den zahllosen Kisten, in denen seine eigenen Aufzeichnungen und Notizen begraben sind. „Ich habe in den beinahe 40 Jahren, die ich hier lebe, alles aufgeschrieben, jede Geschichte, die man sich im Dorf erzählt hat, alles, was ich hier erlebt habe.“ Notizen über die wechselnden Farben des Himmels, das Pfeifen des Windes, die Kälte, den Rost und das Meer. Über die herumstreunenden Hunde der Touristen, die er im Lauf der Jahre erschossen hat, den ewigen Spuk der Ratten, die Lämmer, das Salzgras, Notizen über die Predigten in der Kirche, über Selbstmorde und die Abende bei den O'Learys, die Lieder, die Eileen O'Leary in der alten Zeit auf ihrem Akkordeon spielte.

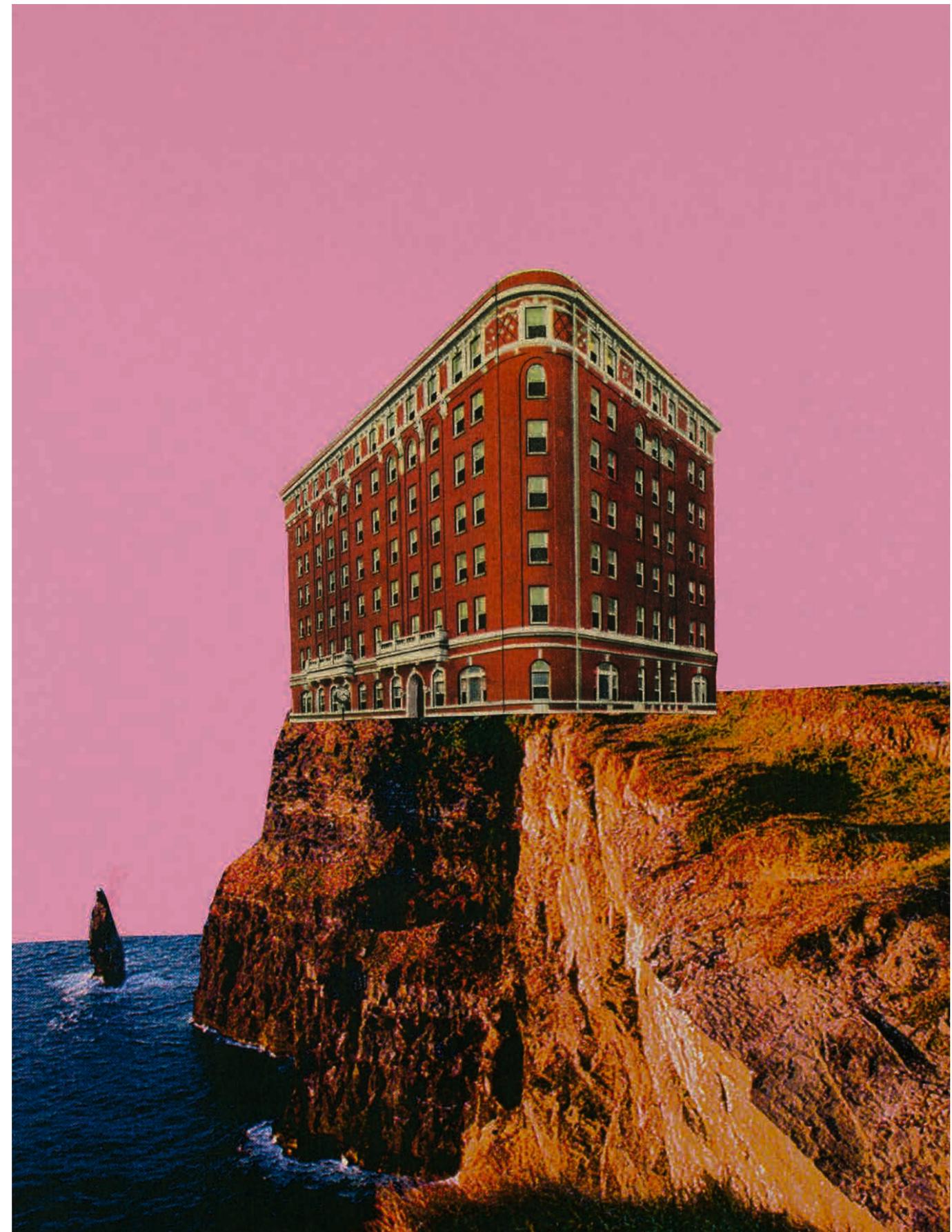
Er sitzt in dem Ledersessel, der in seinem Studio steht, und zündet sich eine selbst gedrehte Zigarette an. An den Wänden Bücherregale, vor den Fenstern Arbeitstische. Ein Regal mit Zinnsoldaten, ein menschliches Skelett. Ein Regal mit den eigenen Büchern, darunter die Kinderbuchklassiker „Die drei Räuber“ und „Der Mondmann“, die brutale Sexuelsatire „Fornicon“, die zahlreichen Ausstellungskataloge eines langen Künstlerlebens und „Babylon“, der einzigartige Katalog der apokalyptischen Schreckensbilder einer rauschhaft vergehenden, gottlosen Welt. Ein Trimmrad und eine schmale Couch, Schubladen voller Ideen und halbfertiger Sachen, eine bedrohliche, von überall her ins Studio hineingespülte Flut von Dingen. Die selbst gebastelten Schachteln mit den archivierten Fotos der grandiosen, 2015 im Museum Folkwang und im Kunsthhaus Zürich zu sehenden Collagen, die in den letzten Jahren entstanden sind.

Ungerers Zigarette sieht aus wie ein Joint. Er sagt: „Immer wenn ich von einer Reise zurückkehre oder auch nur mit Yvonne vom Einkaufen komme und die Straße zum Haus hinauffahre, spüre ich das Gleiche wie vor 40 Jahren, als wir diesen Ort gefunden und zum ersten Mal besucht haben. Es ist, als ob er auf uns gewartet hätte mit einer totalen Anziehungskraft. Dieser Ort ist magnetisch. Schau“, sagt er und hebt seinen Arm, „meine Haare stehen.“ Wenn Ungerer über seine Liebe zu Irland spricht, zu seiner Farm am Meer und den Menschen hier, bekommt er eine Gänsehaut.

Ungerer sitzt in seinem Studio am Fenster und beugt sich über den defekten Reißverschluss. Das Wetter ist vor ein paar Stunden umgeschlagen, leichter Nieselregen weht gegen die Scheibe und verwischt den Blick auf die riesige Hand der gewaltigen, vor Jahren in einer einzigen Sturmnacht zersprengten Klippen am Rand der Bucht. Eine Stimmung wie aus Ungerers Bilderbuch „Der Nebelmann“, seiner 2012 erschienenen Hommage an Irland.

„Das große Problem ist, dass wir hier auf metamorphischem Grund leben“, sagt er. „Schiefer, Gneis, ein bisschen Pegmatit.“ ➤

„Der Mensch lebt in einer langsamen Apokalypse. So viel ist klar“



„Hotel series 4“, Collage auf Papier, 60 mal 43 Zentimeter

Aber auf metamorphischem Grund gibt es die größten tellurischen Wellen. Einmal“, sagt er und deutet mit einem schnellen Blick aus dem Fenster, „stand ich dort drüben auf der Wiese, und plötzlich wurde mir der Boden wie ein Teppich unter den Füßen weggerissen und ich bin der Länge nach hingefallen. Es gibt hier magnetische Felder, Untergrundströmungen, eine führt direkt unter dem Schlafzimmer hindurch. Glücklicherweise könnte ich wohl nur auf Kalkstein sein.“ Er hält den Reißverschluss seiner Strickjacke fest zwischen zwei Fingern und glättet mit der anderen Hand das Band mit den Krampen.

„Meine erste Erfahrung mit Wasser hatte ich im Alter von drei Jahren in Straßburg, wo es in der Orangerie eine kleine Brücke gab und das Wasser mich einzusaugen schien. Typisch Goethe“, sagt er, „der war ebenfalls Neptunist. Auf Schiffen habe ich dieses Gefühl nie gehabt und auf dem Ozean sowieso nicht, sondern nur auf fließendem Wasser.“ Er legt die Strickjacke beiseite und erzählt, wie er als Kind bei einem Besuch in der Normandie zum ersten Mal das Meer sah, eine der prägenden Erfahrungen seines Lebens, weil die Horizontlinie von einer Welt ohne Hierarchien und Autoritäten zeugte, von der Möglichkeit einer freien Existenz ohne die Einschränkungen von Schule und Kirche.

„Für mich ist der Ozean eine poetische, fast eine seelische Erfahrung“, sagt er und zieht an der Zigarette, die in seinem Mundwinkel hängt. „Andere Menschen fühlen sich in der Stadt, in den Bergen oder in den Wäldern zu Hause, aber ich bin jemand, der sich in einer waagerechten Gesellschaft wohler fühlt als in einer senkrechten. Man fühlt sich nicht so eingeschlossen und beklommen“, sagt er und erzählt von dem Haus an der Küste Neuschottlands, wohin er und seine Frau 1971 geflohen waren, als sie von New York genug hatten. „Am Ozean und in der Wüste“, sagt er, „sind die Menschen fatalistisch.“

Wieder drückt und zerrt er am Reißverschluss. Er sagt „voilà“ und zieht vorsichtig am Schieber. „Fuck it!“ Ungerer steht auf der Wiese und bückt sich nach einer Krähenfeder, die er hinter das Hutband steckt.

Zurück im Haus, setzt er sich neben seine Frau an den Küchentisch und schneidet eine Zwiebel. Im CD-Player Keith Jarretts „Testament“, die Improvisationen eines konzentrierten, sich ständig erneuernden Bewusstseinsstroms. Ungerer spricht von der Flut der Bücher, die er in Irland illustriert und geschrieben hat, von „Slow Agony“, der berührenden Kontemplation des langsamen Verfalls, in dem sich die ganze poetische Schönheit des Fischerdorfs, an dessen Rand er in Neuschottland gelebt hatte, offenbart. Er erzählt, wie er immer wieder vergeblich versucht habe, die Klippen zu zeichnen, die er aus dem Fenster des Studios sieht.

„Ich habe das, was ich für Irland empfinde, das Irische, das ich spüre, immer wieder aufs Papier zu bringen versucht“, sagt er. „Aber ich habe es in all den Jahren nie geschafft, einen passenden Stil zu finden. Über ‚Slow Agony‘ kann ich sagen: That’s Canada. Auf diese Zeichnungen bin ich stolz, aber die irische Landschaft habe ich nie entschlüsselt. Ich habe seitenlang über den Ozean und über den Wind geschrieben. Aber was Zeichnungen angeht, habe ich nie die richtige Technik gefunden.“

Er greift nach dem Tabak und dem Zigarettenpapier. Er wartet auf Patrick, den Freund, der ihm in der Werkstatt bei der Arbeit an den Skulpturen hilft. „Ein paar irische Sachen habe ich sogar mit Gouache probiert, aber irgendwie hat es nicht geklappt. Es ist wie ein Tabu – so als ob dieser Ort zu groß und zu heilig wäre.“ Er setzt sich in den Ledersessel. „Du, ich bin jetzt über 80 Jahre alt und kenne jeden Stein, der auf diesem Grundstück liegt. Keine Ahnung, weshalb ich dieses Land nicht zeichnen kann. Everybody has his limits, man.“

Unten am Tor zur Einfahrt zwei Böcke aus der Nachbarschaft, die durch das Gitter die Schafe auf Ungerers Wiese anstarrten. Am „Hangman’s House“, dem kleinen, in der alten Zeit von einem Schuster bewohnten Cottage, das heute an Touristen vermietet wird, steht ein Tankwagen, dessen Fahrer mit einem Schlauch das Salz von den Wänden spritzt. Oben an der Scheune steigt Ungerer aus Patricks Wagen und lässt seinen Blick über die

Landschaft schweifen. Sattes, von Mauern und Zäunen durchzogenes Gras. Die Schafe, das Meer. Irgendwo in der Ferne Hundegebell. Ungerer geht mit Patrick durch das offene Scheunentor und spricht von dem Kreissägeblatt, das er für die Skulptur einer Badewanne braucht, ein sauberes, die Wasseroberfläche wie die Rückenflosse eines Hais zerschneidendes Blatt. Er erzählt ihm von der Armee aus Schaufeln, die er gern errichten würde, so imposant und majestätisch wie die Terrakottaarmee des Kaisers Qin Shihuangdi.

Im hinteren Teil der Scheune pralle Säcke voller Schafwolle; ein kleiner Stall mit einem einsamen, von einem fremden Bock bestiegenen Schaf, gleich daneben die Ecke, in die seine Frau Ungerers Werkstatt zurückgedrängt hat. „Schau“, sagt er, „was ich hier alles habe.“ Die aus einer Weinkiste gebaute Schublade voller Barbiepuppen, die Pappschachtel mit den Teddybären, die seine Tochter für ihn mitgebracht hat. „Dies“, sagt er und zieht eine andere Kiste hervor, „ist meine Rattenschachtel.“ Rostige Ketten, eine rostige Schiffsschraube, Schuhe und Knochen, ein ganzes Arsenal des vom Meer angespülten Zeugs, dem Tomi Ungerer mit einer nicht selten genialen Idee neues Leben schenkt.

„Wo ist mein Kaninchen?“ Er geht zwischen den Tischen umher, auf einem Tablett die Mumie einer aus Straßburg mitgebrachten Katze, die er in den Ruinen der Uhrmacherwerkstätten seiner Vorfahren gefunden hat. Eine Blechdose mit getrockneten Madeneiern und schließlich der Plastik-eimer, in dem auf einem Bett aus Stroh und Erde, unter der weichen Decke des eigenen Fells, das verwesende, von Ungerers Sohn geschossene Kaninchen liegt. Ungerer lächelt, als er sich vorsichtig über den Eimer beugt, am Hut die stolze Krähenfeder. ☹

.....  
*Thomas David, geboren 1967, studierte Anglistik und Kunstgeschichte und schreibt seit Mitte der 1990er-Jahre für Zeitungen und Magazine. Er arbeitet als Redakteur und ist Autor zahlreicher Radiofeatures. Seine jüngsten Buchveröffentlichungen sind „Phillip Roth“ (2013) und „Nahaufnahme Luk Perceval“ (2015). Vom 30. Oktober 2015 bis 7. Februar 2016 wird im Kunsthaus Zürich Tomi Ungerers Ausstellung „Incognito“ gezeigt.*